



David Bronsen und das verschwiegene Doktorat

What makes Sammy run?

von Egon Schwarz

Naht ihr euch wieder, schwankende Gestalten? Wie es so oft geschieht, wurde meine Erinnerung an David Bronsen durch etwas Gedrucktes geweckt. Im *New Yorker* erschien vor einigen Jahren ein Artikel über Joseph Roth. Sollte nun in Amerika eine neue Morgenröte für diesen unglücklichen Schriftsteller anbrechen? Diese Zeitschrift ist oft der Vorbote einer Wiederentdeckung deutschsprachiger Literaturschätze. So hatte sie sich auch Musils und Sebalds angenommen. Diese Autoren sind schon seit Jahrzehnten europäische Ikonen. Es ist nicht leicht zu sagen, warum plötzlich die Neugierde der amerikanischen Bildungseliten für Joseph Roth (man muss immer auch den Vornamen angeben, denn hierzulande sind Henry und Philip Roth literarische Größen) erregt werden sollte, denn an diese kleine Schicht wendet sich der *New Yorker*.

Schon vor vielen Jahren stellte sich der deutsche Dramatiker Bernhard Blume, den es in die Vereinigten Staaten verschlagen hatte, die Frage, was denn von deutscher Literatur hierzulande bekannt sei, und gab sich selbst die Antwort: So gut wie nichts. Daran hat sich seither kaum etwas geändert, wenn man das Hesse-Fieber der 60er- und 70er-Jahre ausnimmt, die Akzeptanz eines Schriftstellers also, der, als er über die Chancen seiner Rezeption in der Welt spekulierte, zu dem Schluss kam, er könne sich vorstellen, überall gelesen zu werden, nur nicht in Amerika!

Und nun kam David Bronsen ins Spiel, längst verstorbener Mitglied des Geheimbundes amerikanischer Germanisten, denen ein alter Märchenwunsch in Erfüllung gegangen ist, nämlich im prallen Sonnenlicht unsichtbar zu sein. Doch es gibt Ausnahmen. Erich Heller und Oskar Seidlin haben zu ihrer Zeit die Schallmauer durchdrungen, die unsereins vor den hiesigen *cognoscenti* verbirgt. Zu meinem maßlosen Unglauben erschien einmal auch mein Name, bestimmt versehentlich, in der *New York Review of Books*. Normalerweise geht es uns hierzulande wie Karl Kraus in Wien: Selbst wenn eines Tages einen von uns ein Meteor streifen sollte, würde die Presse keine Notiz davon nehmen.

Auch *back-handed compliments* bewirken manchmal Gutes ...

Unter deutschsprachigen Joseph Roth-Freunden ist David

Bronsen durch seine große Roth-Biografie wohlbekannt. Aber wie kam er in den Artikel über den in den USA selbst unbekanntesten Joseph Roth im *New Yorker*? Ganz einfach: Mittels einer Falschmeldung, eines sogenannten „back-handed compliments“ (eines Kompliments, das einer Herabsetzung verdächtig ähnlich sieht); die Autorin beschwert sich darüber, dass es keine Biografie über Joseph Roth gibt. Aber dann fällt ihr ein, dass ja doch eine vorhanden ist, nämlich die von David Bronsen verfasste, und so schreibt sie in Klammern, David Bronsen habe zwar eine Biografie geschrieben, aber auf Deutsch, was natürlich nicht wirklich zählt. Die Zeiten, wo junge Dichter Deutsch lernten, um Rilke im Original zu lesen, sind lange vergangen. Sie erinnern an die uralten Märchen, wo es heißt, eine Geschichte spiele in Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat!

Wer also war dieser David Bronsen, dem es gelungen ist, die Hermetik der Zeiten und des amerikanischen „Exzeptionalismus“ zu durchbrechen? Seine Roth-Biografie kam 1974 heraus. In der „Bestenliste“ des Südwestfunk-Literaturmagazins kam sie zwischen Heinrich Bölls *Die verlorene Ehre der Katharina Blum* und Pablo Nerudas *Ich bekenne, ich habe gelebt*. Zu den von der Kritik gebrauchten *epitheta ornantia* gehören „klassisch“, „hellsichtig“, „aufregend“, „meisterlich“, „phänomenal“, „grundlegend“, „unentbehrlich“ und andere mehr. Über ihre Entstehung berichtet Bronsen selbst im Vorwort. Hervorzuheben wäre, dass der Verfasser jahrelang daran gearbeitet hat, dass er in verzwickter Detektivarbeit jeder Spur des Schriftstellers nachgegangen ist und Hunderte Personen aufgestöbert hat, die ihn kannten. Die 160 Interviews, die als Resultat in die Biografie eingegangen sind, machen einen wichtigen und charakteristischen Teil des Werkes aus. Die langen Zitate und Handlungszusammenfassungen von Roths Romanen, die zuweilen gerügt wurden, lassen sich durch die relative Unbekanntheit des Schriftstellers zu diesem Zeitpunkt erklären. Sie sind inzwischen in einer stark gekürzten Neuausgabe, an der ich beteiligt war, weggefallen.

Kennengelernt habe ich Bronsen an der Harvard University in Cambridge. Ich war gerade von einer Europareise zurückgekehrt, als ich dringend zu einer Doktorprüfung gebeten wurde. Der Kandidat war sehr gut beschlagen, in manchen Fächern der Literaturgeschichte wie zum Beispiel im Barock wusste er besser Bescheid als seine Prüfer. Statt des üblichen Frage-



und Antwortspiels kam es zu einer bei Doktorprüfungen seltenen Diskussion, zu dem, was man früher einmal einen „herrschaftsfreien Dialog“ genannt hat. Jedem wurde deutlich, dass es sich um einen ungewöhnlichen Doktoranden handelte. Seine Doktorarbeit war die besagte Roth-Biografie, die bei der Wiederentdeckung des galizischen Schriftstellers, die im Gang war, eine große Verstärkerrolle gespielt hat.

David war damals ganz österreichisch. Er hatte sogar eine österreichische Frau aus Wien mitgebracht. Falls sein Deutsch einen Akzent hatte, dann war es ein Wienerischer. Viele Leute wollten ihm nicht glauben, dass er in Ohio geboren und aufgewachsen war. Er war überhaupt sprachbegabt. Spanisch und Französisch konnte er vorzüglich.

Wir verließen beide Harvard, ich übernahm eine Professur an der Washington University in St. Louis, und David Bronsen bekam eine Anstellung an der Kent State University in Ohio, die damals noch nicht durch den Mord an Studenten, die gegen den Vietnam-Krieg protestiert hatten, weltweit berüchtigt war. Als an der Washington University eine Professur frei wurde, gelang es uns, David Bronsen nach St. Louis zu bringen, wo er bis zu seinem Tod blieb. Als Dozent bewährte sich David bestens. Der in allen deutschen Seminaren gefürchtete Barockkurs wurde unter seiner Leitung geradezu eine Attraktion. Er bereitete alle seine Seminare sorgfältig vor. Von Vorlesungen im europäischen Sinn ist bei den kleinen Zahlen der in Amerika eingeschriebenen Deutschstudenten ohnehin nicht die Rede. Aber ihm gelang es, die Teilnehmer zu fesseln, ihre Meinungen und Einfälle hervorzulocken, die Themen sokratisch zu behandeln. Sein *eros paedagogicus* wirkte sich auch bei den deutschen Sprachkursen aus, denen kein amerikanischer Dozent entgeht, besonders an den Anfängen seiner Laufbahn. Diese Notwendigkeit verbindet *utile cum dulci*, denn die Deutschabteilungen sind hauptsächlich dazu da, um Deutsch als Sprache zu vermitteln. Vordem war es einfacher, als es noch das „language requirement“ gab; um den Grad des Bachelors zu erringen, musste jeder Student – egal welcher Studienrichtung – so und so viele Semester einer Fremdsprache absolviert haben. Damals gab es genügend Einschreibungen, und die germanistischen Abteilungen konnten immer höhere und verfeinerte Kurse darauf aufbauen, bis zum Magister und Doktor gar. Der Studentenbewegung der 60er-Jahre fiel aber mehreren Orts das obligatorische Sprachstudium zum Opfer. Wenn sich nicht genug Freiwillige einschrieben, dann ließen die Dekane keine fortgeschrittenen Kurse mehr zu. Ein beliebter Sprachlehrer konnte also dazu beitragen, das prekäre Gebäude einer ganzen Abteilung aufrechtzuerhalten, und ohne die fortgeschrittenen Kurse gäbe es in den USA kaum noch ein höheres Studium der deutschen Kultur. Bronsen wurde schon in dem „confidential guide“ der Harvard University, den gedruckten Ratschlägen, die unter

den Studenten kursierten, als einer der „best section men“ der deutschen Sprachkurse empfohlen.

Auch die Studenten der Washington University lohnten ihm die Lebendigkeit, die er in den Unterricht brachte, mit ihrer Dankbarkeit. Von besonderer Anhänglichkeit zeigten sich die Zuhörerinnen. Es ist schwer zu sagen, ob sie ihn mehr in Bann schlugen, oder er sie. „Halb zog er sie ...“ etc.

Seine Verhältnisse wurden manchmal über den privaten Kreis hinaus bekannt; nach den strengen Verhaltensregeln, die heute an amerikanischen Universitäten gelten, würden ähnlich sorglose Beziehungen vermutlich zu Schwierigkeiten führen. Jedenfalls: David Bronsen war mehrmals verheiratet, zuletzt mit einer Geschichtsdozentin der Washington University, die es verstand, ihn im Zaum zu halten.

Vielseitig, extrovertiert und mit einer Passion für das jüdische Schicksal

Als Forscher leistete Bronsen ebenfalls weiterhin Gutes. Joseph Roth blieb er treu. Mit mir zusammen organisierte er ein internationales Roth-Symposium, aus dem dann ein Sammelband wurde. Aber er wandte sich auch anderen literarischen Fragen zu. Seiner ganzen Vorbildung und Anlage nach zog es ihn zur vergleichenden und dramatischen Literatur. Er schrieb über Tschechow und O’Neill, Ibsen und Arthur Miller, Strindberg und Brecht, ebenso wie über die Rolle der Frauen und über die Darstellung des Alterns in der Literatur, lange bevor dies Modefragen wurden.

Aber ein gelehrter Stubenhocker war David Bronsen nicht. Er war ein Wanderer, ein Reisender, der besonders Inseln liebte. Über seine Fußwanderungen durch Haiti z. B. hat er einen eigenen Reisebericht veröffentlicht. Dabei half ihm, dass er mit jedem Menschen ins Gespräch kommen konnte, ganz gleich welcher Gesellschaftsklasse oder Berufsgruppe er auch angehören mochte; Frau oder Kind, alt oder jung, er fand einen Zugang zu jedem. Natürlich kamen ihm seine ausgedehnten Sprachkenntnisse bei diesem Schweifen durch die halbe Welt zugute.

Wer sich Bronsen zuwendet, dem fällt sehr schnell das brennende Interesse auf, das ihn tiefer in Anspruch nahm als alle übrigen: die jüdische Problematik, eine Passion, die weit über seine literarischen Arbeiten wie die über Henry Roths heute fast vergessenen Roman *Call it sleep* und das Werk *Eli* von Nelly Sachs hinausging. Das jüdische Schicksal fesselte ihn in all seinen verschiedenartigen geschichtlichen und geografischen Ausprägungen. Man kann füglich von einem Judenfieber sprechen, einem existentiellen Anliegen. Ich habe es aus seinem eigenen Munde, welchem Geheimnis er auf



den Grund gehen wollte, dem Geheimnis, das sich hinter der populären amerikanischen Redensart versteckt, über die er sogar einen Artikel verfasst hat, „What makes Sammy run“. Mit anderen Worten „Warum sind die Juden, wie sie sind?“

Niemand wird sich darüber wundern, dass es sich hier um biografische Antriebe handelt. In der Besprechung seiner Joseph-Roth-Biografie, die am 11. April 1975 im *Times Literary Supplement* erschien, schreibt die Rezensentin: „Bronsen, whose father came from a background similar to that of Roth, shows empathy with the desperate search for identity“. Diese Äußerung ist zweifellos richtig, aber man kann über ihren Lakonismus hinausgehen und ein intimeres Verständnis für die verzweifelte Suche nach Identität gewinnen, wenn man über Davids Anfänge unterrichtet ist.

Geboren wurde er am 4. Juni 1926 in Columbus, Ohio, als Kind noch unangepasster ostjüdischer Einwanderer, der Rifke oder Rebecca und des Jischaja Bronstein, der sich später Sam (!) nannte. Davids Kindheit war voll von Entbehrungen. Die Mutter, deren Vater in Osteuropa buchstäblich verhungert ist, war als verstoßene Waise aufgewachsen und stand dem modernen Leben in Columbus hilflos gegenüber. Den Vater beschrieb David als unzuverlässig, leicht aufbrausend, jähzornig, das Leben im Elternhaus wegen des ständigen Unfriedens, der oft gewalttätigen Streitigkeiten der Eheleute und des ewigen Geldmangels als wahre Hölle. Etwas verdiente sich der Vater durch den Handel mit alten Eisenwaren. In einem Handwagen schob er den rostigen Kram durch die Straßen der Stadt und verkaufte davon, was und wo er konnte. Da aber dieser Verdienst längst nicht ausreichte, musste die Familie zum Leidwesen des empfindlichen Knaben David von der jüdischen Gemeinde unterstützt werden. Auch schämte er sich seines Erzeugers wegen dessen Ungepflegtheit und schlechten Englisch, zum Beispiel wenn dieser aus welchen Gründen immer in Davids Schule gerufen wurde. Davids Muttersprache war Jiddisch. Englisch lernte er erst in der öffentlichen Schule richtig. Er wuchs in einem finanziell, emotional und kulturell total verarmten Haushalt auf. Wie sehr er unter dieser Familiengeschichte litt, geht daraus hervor, dass er als junger Mann in den Räumen des jüdischen Hilfsvereins einen nächtlichen Einbruch verübte, um die Akte seiner Familie aus dem Archiv zu entfernen und zu vernichten!

Eine solche Kindheit war vielleicht vor neunzig Jahren in Amerika keine ganz außergewöhnliche Seltenheit. Aber der Weg vom Cheder, der jüdischen Klippschule, die er zunächst besuchte, zu dem kosmopolitischen Weltreisenden, polyglotten Universitätsprofessor, gefeierten Forscher und begehrten Kongressredner, der mit Berühmtheiten aller Art in Berührung kam, war doch ein enormer, der in ein einziges Leben hineinpresste, was in anderen Familien zwei oder drei Generationen in Anspruch nahm. Auf die ungeheure soziale Strecke, die er

zurückgelegt hatte, war David Bronsen mit Recht stolz, aber sie hatte auch kaum verharschte Wunden in seiner Psyche zurückgelassen, die immer wieder aufbrachen. „What makes Sammy run“ ist also vor allem auf ihn selbst anzuwenden.

Sein unbändiger Ehrgeiz, die ruhelose Energie und seine Suche nach Perfektion – Verhaltensweisen, die von den Antisemiten für „typisch jüdisch“ gehalten werden – sind ja nicht unbedingt schädlich und durchaus auch bei anderen Minderheiten anzutreffen, aber bei David Bronsen verbanden sie seine Voraussetzungen mit seinen Leistungen. Sie lassen auch auf subtile Verwandtschaften zwischen ihm und Joseph Roth schließen, die auf mehr als bloßen Ähnlichkeiten der Herkunft beruhen. Die Affinitäten erstrecken sich auch auf gewisse Retuschen, die Roth und Bronsen an ihren Lebensläufen vorgenommen haben. Die Wirklichkeit hinter den Legenden, die Roth über seinen Werdegang verbreitet hat, wurde vielfach von Bronsen selbst aufgedeckt. Hier soll lediglich eine sehr unübliche biografische Veränderung erwähnt werden, die Bronsen bei seiner Bewerbung um Aufnahme ins Doktorprogramm der Harvard Universität mit seiner Vita vornahm.

Manchmal hört man von Leuten, die vorgeben, ein Doktorat erworben zu haben, das nur in ihrer Fantasie existiert. David tat genau das Gegenteil: Er unterließ es, das seine, ihm in Wien verliehene, anzuführen. Mit gutem Grund, sonst wäre er, zu seinem und unserem Schaden, gewiss nicht angenommen worden.

David Bronsen starb 1990 an der Alzheimer Krankheit, die diesen hellen Geist in langsamem Kampf verdunkelte und schließlich auslöschte.

Egon Schwarz wurde 1922 in Wien geboren; 1939 Emigration nach Südamerika, 1949 Übersiedlung in die USA; Studium der deutschen und romanischen Philologie. 1961–1993 Professor für deutsche Literatur an der Washington University in St. Louis/Missouri. Zahlreiche Publikationen zur spanischen, deutschen und österreichischen Literatur und Kultur, vor allem zur deutschsprachigen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts und zur Exilliteratur. Zuletzt erschien im Verlag C. H. Beck „Wien und die Juden“.